

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 7: Freizeit wohin, Arbeit wozu?

Rubrik: Kommentar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

POLITIK ALS FREIZEITBESCHÄFTIGUNG

Wir leben in einer Zeit der Gegensätze. Auch die Freizeitfrage bietet sich völlig gegensätzlich dar. Für eine Grosszahl von Menschen ist der Feierabend mehr und mehr zu einem Problem geworden. Viele wissen nicht recht, was sie mit der wachsenden Freizeit anfangen sollen. Der Marktmechanismus der Konsumgesellschaft hat sich längst auf diese neue Situation eingestellt. Es wird alles getan, um den Menschen in die Lage zu versetzen, das freie Wochenende und die langen Abendstunden wohlgerüstet in Angriff nehmen und damit der drohenden Langeweile begegnen zu können.

Für einen bestimmten Kreis aber besteht das Problem im Gegenteil in steigendem Masse darin, sich der Flut von Terminen und Verpflichtungen wenigstens soweit zu erwehren, dass hin und wieder eine freie Stunde herausspringt, und sei es nur zu dem Zwecke, sich durch sportliche Betätigung oder anderweitige aktive Musse vor der totalen Erschöpfung zu bewahren. Dieser Kampf um einen Rest von Freizeit beschränkt sich in unserem Lande nicht nur auf Angehörige der obersten Managerschicht. Er betrifft vielmehr auch das, was die Franzosen als «*classe politique*» bezeichnen, also den Kreis jener Bürger, die in irgendeiner Form im Dienste der Öffentlichkeit stehen.

Überbeschäftigte «classe politique»

Man macht sich normalerweise keinen rechten Begriff vom Ausmass dieser

«*classe politique*». Allein die Milizverwaltung unserer Gemeinden bedingt einen Riesenstab von Funktionären, der gesamtschweizerisch die Zahl von 100000 weit übersteigen dürfte. Am arbeitsintensivsten sind sicherlich die Gemeinderatsmandate, von denen es über 20000 gibt. Um ein Beispiel aus der Agglomeration Zürich zu nehmen: Der nebenamtliche Gemeindepräsident einer ländlichen Gemeinde von rund 4000 Einwohnern hat pro Jahr ungefähr 150 Verpflichtungen amtlicher Art, davon etwa 50 Rats- oder Ratskommissionssitzungen, weitere rund 50 Sitzungen und Veranstaltungen anderer Art (zum Beispiel mit Gremien des Kantons oder der Nachbargemeinden) sowie ungefähr ebenso viele repräsentative Verpflichtungen in- und ausserhalb der Gemeinde; dazu kommen die Büroarbeiten. Und dies alles zusätzlich neben einer normalen Berufstätigkeit!

Die Gemeinderäte sind etwas weniger belastet, bringen es aber je nach Ressort auch auf 60 bis 90 Verpflichtungen. In ähnlichen Dimensionen bewegt sich die «öffentliche Freizeitbeschäftigung» des Schulpräsidenten. Er schätzt seinen Zeitaufwand pro Woche auf etwa zehn Stunden, wobei die rund drei Dutzend Sitzungen eher weniger ins Gewicht fallen als die ungezählten persönlichen oder telefonischen Gespräche und die vielen schriftlichen Geschäfte. Zu den eigentlichen Exekutivchargen von Gemeinderat und Schulpflege kommen in der politischen Gemeinde weitere acht ständige Kommis-

sionen und zahlreiche ad hoc-Gremien für zeitlich begrenzte Aufgaben, was weitere 60 bis 80 Behördemitglieder ausmacht. Mit zum öffentlichen Leben gehören überdies die Parteien mit ihren Vorständen und Kommissionen, in einem weiteren Sinn auch einzelne Vereine, die auf die Öffentlichkeit ausgerichtet sind.

Ein Faktor der Stabilität

Gehen wir eine Stufe höher, zum Kanton, so nimmt die Zahl der nebenamtlichen Mandate zwar relativ gesehen ab. Dafür aber steigt die Belastung – wenigstens in den grösseren Kantonen – noch weiter an. Ein Zürcher Kantonsrat von einiger Initiative braucht für sein «Hobby» zunächst einmal durchschnittlich zwei bis drei Sitzungshalbtage pro Woche (Plenum, Fraktion, Kommissionen). Darüber hinaus erwartet man von ihm regelmässige Aktivität im Rahmen der Partei, sei es als Referent im Wahlkreis oder als Chargierter. Ferner hat er sich, vor allem in ländlichen Verhältnissen, recht häufig persönlicher Sorgen einzelner Bürger mit dem Staat anzunehmen. Und schliesslich ist es selbstverständlich, dass er Akten und Zeitungen gründlicher liest als der «politische Normalverbraucher». Dazu kommt, dass er oft auch in Gemeinde oder Bund noch aktiv ist.

Von diesen politischen Milizsoldaten wird normalerweise wenig Aufhebens gemacht. Sie erhalten höchstens dann Schlagzeilen, wenn sie einen besonders grossen Bock geschossen haben. Einzig von der Überlastung der *eidgenössischen* Räte ist in den letzten Jahren häufiger Kenntnis genommen worden.

Und doch ist die Tatsache, dass landauf landab Zehntausende von Männern und Frauen regelmässig einen grossen Teil der Zeit, die ihnen der Beruf übriglässt, dem Gemeinwesen widmen, staatspolitisch von allergrösster Bedeutung. Auch fällt diese Opferbereitschaft letzten Endes mindestens so sehr ins Gewicht wie das negative Gegenstück in unserer Demokratie, der fortschreitende Schwund der Stimmbeteiligung. Hier liegt ohne Zweifel eine Wurzel unserer politischen Stabilität.

Die wesentlichste Triebfeder

Was ist es denn, das diese Bürger dazu bringt, sich der Öffentlichkeit zur Verfügung zu halten? – Geltungsbedürfnis? Das wird auf diese Weise nicht allzu stark auf seine Rechnung kommen; denn nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit kann nur wenigen der Durchbruch zu höheren Würden gelingen. – Die Aussicht auf Nebenverdienste? Auch damit ist es nicht weit her. Die Sitzungsgelder decken meist kaum mehr als den persönlichen Aufwand, sofern es sie überhaupt gibt. Die wesentlichste Triebfeder ist wohl vielmehr staatsbürgerliche Einsicht und Verantwortung, das Bewusstsein, dass es nun einmal nicht ohne Milizkader geht, die sich in genügender Zahl und Qualität zur Verfügung halten.

Manche Kritiker unseres Staates werden dies zwar kaum gelten lassen. Wer dieses ganze Gefüge aber etwas genauer angesehen und es womöglich aus eigener Aktivität auch näher kennengelernt hat, der wird zugeben müssen, dass hier ein grosses Mass an Opferbereitschaft vorliegt. Das ist wohl nur möglich, weil der Schweizer im allge-

meinen nach wie vor eine ausgeprägte Affinität zum Politischen hat. Denn wer an dem ganzen Getriebe nicht auch immer wieder seine Freude und seinen Spass hat, der wird sich normalerweise kaum bereitfinden, so viel Zeit an die öffentliche Tätigkeit zu verschwenden. Übrigens stellt manch einer, der sich zunächst nur widerstrebend in eine Behörde wählen liess, plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen fest, dass die Freude am Wirken und Gestalten mit dem zunehmenden Einsatz wächst. Entsprechend kommt es immer wieder vor, dass Bürger, die sich ursprünglich für «unpolitisch» gehalten hatten, im Lauf der aktiven Tätigkeit plötzlich ungeahntes politisches Temperament entwickeln.

Ein Informationsproblem

Damit aber trifft sich öffentliches und privates Interesse. Man hat in jüngster Zeit immer wieder die Frage aufgeworfen, ob das politische Milizsystem den modernen Anforderungen überhaupt noch gewachsen sein könne. Eine eigentliche Professionalisierung unseres Systems käme indessen doch wohl nur auf eidgenössischer Ebene ernsthaft in Betracht. Im kantonalen und kommunalen Bereich dagegen wird man weiterhin auf die intensive Mitarbeit politischer «Milizen» angewiesen sein. Ja, der Bedarf an tatenfreudigen nebenamtlichen Funktionären wird zweifellos in Zukunft noch weiter ansteigen. Nur so wird es möglich sein, die wachsenden öffentlichen Aufgaben im Griff zu halten und mit der notwendigen Speditivität zu erledigen. Auch wäre es man-

chenorts angezeigt, die Arbeitslast etwas besser, das heisst vor allem auf mehr Schultern, zu verteilen.

Diesem öffentlichen Interesse an Politik als Freizeitbeschäftigung steht die Tatsache gegenüber, dass viele Bürger Mühe bekunden, für ihre Freizeitgestaltung die richtige Form zu finden. Gerade aktive Menschen sind im Grunde für eine weitgehend auf passiven Konsum eingestellte «Freizeitkultur» oftmals schlecht disponiert. Eine vernünftig bemessene Aktivität in öffentlichen Ämtern der Gemeinde oder des Kantons könnte unter Umständen für manche jene Form aktiver Musse bedeuten, die sie im Grunde suchen und die ihnen nicht nur Ablenkung, sondern auch Befriedigung vermitteln würde.

Es würde sich zweifellos lohnen, diesen ganzen Fragenkomplex systematischer zu bearbeiten. Zunächst einmal bietet sich hier für die aufstrebende politische Wissenschaft ein Themenkreis an, dessen genaue Untersuchung sicherlich auf weites Interesse stossen würde. Darüber hinaus bleibt zu überlegen, ob nicht eine breit angelegte Aufklärungskampagne über die Realität unserer «Milizdemokratie» am Platze wäre. Denn die breitere Öffentlichkeit hat – wenn überhaupt – nur ein sehr vages Bild von diesem wichtigen Bereich des politischen Lebens. Auf diese Weise könnte auch der Kreis der Interessenten für solche Ämter erweitert werden – ein Anliegen, das angesichts der wachsenden Rekrutierungsschwierigkeiten besondere Beachtung verdient.

Richard Reich

FREIZEITCHAUVINISMUS?

*Das Beispiel des Sports**Wettkampf der Nationen*

Der Sport ist in mancher Hinsicht besser als sein Ruf. Grosse Fussball-«Schlachten», in denen sich wenige «Stars» vor tobenden Massen produzieren, lassen die Tausende von Vorstadt- und Dorfspielen vergessen, die am gleichen Wochenende stattfinden, und die meisten Sportarten können auf Zuschauerinteresse nur selten rechnen. In der Bundesrepublik haben sich elf Millionen Menschen in Sportvereinen organisiert; Millionen treiben überdies auf eigene Faust aktiv Sport; man denke an das immer wachsende Heer der Skiläufer. Gegen Passivität und Apathie bietet deshalb der Sport zwar gewiss kein Patentrezept, aber doch ein recht erfolgreiches Mittel.

Weitaus bedenklicher ist etwas anderes: In Festansprachen der Funktionäre und Grussworten der Politiker ist ständig von der völkerverbindenden Wirkung des Sports die Rede. Der langjährige Präsident des Ioc, Avery Brundage – und nicht nur er – hat den Sport eine friedensstiftende, dem 20. Jahrhundert angemessene «Religion» genannt. Hat indessen diese Religion nicht viele Götzen? Dient der Sport nicht weit eher dem Chauvinismus als dem Frieden? Und werden die Spitzenleistungen der Athleten und der Sportenthusiasmus der vielen nicht hinterrücks missbraucht zur Einübung des politischen Ernstfalles noch in der sogenannten Freizeit?

Von der Exklusivität zum Gleichheitsprinzip

Die Antwort erfordert ein gewisses Ausholen. Die Prinzipien des modernen Sports entwickeln sich in England seit dem 17. Jahrhundert – und zwar aus einer handfesten, für die Jünger Coubertins freilich eher peinlichen Leidenschaft: Wettkampf ist buchstäblich Wett-Kampf; man wettet auf die Höhe möglicher Leistungen und auf Sieg oder Niederlage. Die Wette, bei der hohe, oft horrenden Beträge auf dem Spiel stehen, verlangt Entscheidungsoffenheit und – vor allem – Entscheidungseindeutigkeit. Man muss Leistungen messen und vergleichen; daraus entwickeln sich das Leistungs- und das Konkurrenzprinzip mit der unabwendbaren Tendenz zur Höchstleistung, zum Rekord. Zugleich drängt der Sport zum Gleichheitsprinzip im Sinne einer grundsätzlichen Offenheit der Wettkämpfe für alle. Das ist konsequent. Denn wo einzelne oder Gruppen prinzipiell ausgeschlossen werden, da ruiniert der Ausschluss den Leistungsvergleich und mit ihm die Idee der Höchstleistung; niemals lässt sich mit Sicherheit sagen, ob die Ausgeschlossenen nicht noch höhere Leistungen hätten vollbringen können. Ein Sprichwort aus der englischen Frühzeit macht das Prinzip anschaulich: «Auf dem grünen Rasen und unter dem grünen Rasen sind alle Menschen gleich.» Damit unterscheidet sich der Sport von anderen, älteren Formen körperlicher

Betätigung: Ritterturniere, bäuerliche Feste, kultische Spiele – auch die Olympischen Spiele der Antike – waren stets gekennzeichnet durch regionale, soziale oder kulturelle Exklusivität. Das galt sogar noch für die deutsche Turnbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts, deren Tendenz zur nationalistischen, schliesslich rassistischen Exklusivität mit der Distanz vom sportlichen Rekord- und Konkurrenzprinzip in engem Zusammenhang stand.

Identifikation der Zuschauer

Das Wetten beim Wettkampf stellt nur eine Sonderform der Spannungssuche und der Identifikation dar. Denn der Wettkampf wirkt als solcher spannend – um so mehr, wenn die Gegner einander ebenbürtig sind und der Ausgang auf des Messers Schneide steht. Zugespitzt: Der Sport liefert sozusagen die besseren Krimis, bei denen ja durchweg das Resultat immer schon feststeht. Gerade der Spannungsgenuss verlangt aber nach einer Identifikation des Zuschauers mit der einen oder anderen «Partei». Der Sachverhalt wird übrigens besonders deutlich, wenn etwa jemand am Fernsehschirm einem Fussballspiel zuschaut, das ihn «eigentlich nichts angeht», weil die «eigene» Lokal- oder Nationalmannschaft gar nicht beteiligt ist. Denn auch dann kommt es zur unwillkürlichen Parteinahme, eben um das Geschehen als spannend erleben zu können. Dabei mag die Partei im Spielverlauf gewechselt werden; bezeichnend ist, dass zumal Sportkenner «instinktiv» dazu neigen, die Partei des Schwächeren zu ergreifen. Die Interpreten legen dies als «Fairness» aus, aber mindestens gleiche – oder unter

der Fairness verborgene – Bedeutung hat die Suche nach dem Spannungsgenuss in der Spannungsbalance. Der Regelfall bleibt indessen, dass das Interesse sich dem «eigenen» Wettkämpfer zuwendet, «meinem» Verein oder «meiner» Mannschaft, weil sich hier die Identifikation gewissermassen als natürlich vorgegeben anbietet. Grundsätzlich bleibt allerdings jede Parteinahme prekär; es kann durchaus geschehen, dass einmal ein Publikum «mit fliegenden Fahnen» zum «Gegner» übergeht. Und zur Ehre der Berliner sei daran erinnert, dass sie ausgerechnet bei den Olympischen Spielen von 1936 nicht einen blonden Germanen, sondern einen Farbigen, Jesse Owens, zu ihrem Liebling erkoren.

Dies alles ist eigentlich wenig problematisch. Die Identifikation, die Suche nach Spannung, Dramatik, nach der Möglichkeit, Leidenschaften zu erleben und auszuleben, ist verständlich in einer Welt, die diese Möglichkeit im Alltagsleben mit der Entwicklung zur industriellen Zivilisation immer weitgehender hinwegrationalisiert hat und hinwegrationalisieren musste: Noch zur Goethezeit durften Männer weinen; heute scheint das fast nur noch in der Arena im Augenblick des Sieges oder der Niederlage anerkannt zu werden. Und weil der Wettkampf in seiner aus dem sorgenreichen «Alltag» demonstrativ ausgrenzenden Arena, innerhalb eines «künstlichen» Regelwerks stattfindet, wird der Sieger nicht zum Machthaber, der Besiegte nicht zum Machtunterworfenen; beide sind einander Partner des Leistungsvergleichs und der Könnenserfahrung und nichts darüber hinaus. Deshalb «beweist» der Sport auch nichts jenseits seines jeweiligen, in Raum und Zeit abgegrenzten

Bezirks: nichts für die Über- oder Unterlegenheit eines einzelnen, einer Stadt, Nation oder Rasse, eines gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder politischen Systems.

Sport und soziale Ordnung

Aber es bleibt das Missbehagen: Geht die Identifikation der Zuschauer nicht doch häufig – und so handgreiflich wie fatal – über den sportlichen Rahmen hinaus? Wird in diesem Sinne der Sport nicht von vielfältigen und mächtigen Interessen bewusst eingesetzt und ausgenutzt? Einzig ein «Idealismus», der wohl eher als Blindheit oder Borniertheit zu qualifizieren wäre, vermag das zu leugnen. Die Frage ist nur, ob das dem Sport als solchem angelastet werden muss – oder nicht vielmehr den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, die ihn umgeben. Je fragwürdiger, ungerechter, modisch ausgedrückt «frustrierender» diese Verhältnisse sind, je mehr sie die Selbstachtung vieler Menschen schädigen und daher nach einer Kompensation verlangen, die aggressiver Ablenkung nur zu nahe verwandt ist, desto mehr bietet es sich an, die Faszinationskraft des Sports für solche Kompensation zu missbrauchen, und um so leichter wird der Missbrauch gelingen. Die negativen Erscheinungen, der Fanatismus und Chauvinismus, die sich mit dem Sport

so oft und so offensichtlich verbinden, könnten deshalb geradezu seismographisch ausgewertet werden als Zeichen für die Gerechtigkeit des jeweiligen «Systems», für die Verwirklichung von Chancengleichheit, Freiheit, Menschenwürde, die es ermöglicht oder verweigert. Es läge überdies nahe, aus dem Alter der Zuschauer und aus ihrer schichtenspezifischen Zugehörigkeit entsprechende sozialkritische Schlüsse zu ziehen; der Entrüstung über jugendliche Stadion-Rowdys haftet viel von Pharisäertum an.

Das alles sind jedoch keine sportlichen, sondern soziale, politische, auch kulturelle Fragen; sie haben nicht in erster Linie dem Sport, sondern den Ordnungen zu gelten, in denen wir leben und künftig leben wollen. Es stellt sich die Frage nach der humanen Überzeugungskraft dieser Ordnungen und nach deren realer, nicht bloss rhetorischer Begründbarkeit. Ganz besonders geht es um die Überzeugungskraft für junge Menschen. Wäre sie ohne Einschränkungen gegeben, so brauchten wir uns um den Sport weiter keine Sorgen zu machen, sondern könnten ihn ausüben oder ihm zuschauen als dem spannungsreichen, aber freiwilligen und von allen Machtrelationen und Alltagssorgen entlastenden Wett-Kampf, den er seinem Ursprung und seiner Idee nach darstellt.

Christian Graf von Krockow

SAMSTAGMORGEN – SCHULFREI?

Einzelgang der Schule

«Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken...» So das Ge-

bot der Bibel, so der überlieferte und – weil offenbar zum System gehörend – der beibehaltene Arbeitsrhythmus in den Schulen. Industrie, Wirtschaft und

Verwaltung haben die Arbeitszeit verkürzt und längst die Fünftagewoche eingeführt. In städtischen Verhältnissen zeigen Befragungen, dass zwei Drittel aller Eltern einen arbeitsfreien Samstagmorgen haben; ihre schulpflichtigen Kinder aber sitzen am Samstag im Unterricht wie eh und je.

Wie ist diese unterschiedliche Regelung in der Gestaltung des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit zu erklären? Wie zu deuten? Ist sie eines der Zeichen einer mangelnden Integration unserer Schule in die gesellschaftliche Umgebung? Ist sie ein Merkmal ihrer Unangepasstheit an die bestehenden Verhältnisse? Ist sie Symptom dafür, dass die Schule mit der Entwicklung einer sich ändernden, dynamischen Gesellschaft nicht Schritt hält und bis in ihre Organisationsformen an starre Traditionen und unreflektierte Gewohnheiten gebunden bleibt?

Wenn dem so sein sollte und sich die Bildungsinstitutionen statisch und beharrlich dem Gestern verpflichteten und aus dieser Haltung ein Eigenleben führten, müsste diese Feststellung um so mehr befremden, als Bildung für die *Zukunft* zu leisten ist und die Schule von ihrem Auftrag und Wesen her mit allen Bereichen des gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens aufs engste verflochten ist. Sie hat im Leben und nicht abseits zu stehen. Angesichts dieser notwendigen *Interdependenz* von Schule und Gesellschaft muss es verwundern, dass sich die Schule bis jetzt der üblichen Arbeitszeitregelung nicht angeglichen hat. Ob dieser Sachverhalt auf die Einsicht zurückzuführen ist, dass uns eine *innere* Schulreform (die Reform der Bildungsziele und -inhalte, die Entwicklung und Anwendung adäquater Lehrverfahren und Lehrmittel) mehr

nottut als bloss organisatorische Massnahmen? Um eine solche würde es sich handeln, wenn sich die Übernahme der Fünftagewoche nicht mit einer substantiellen Veränderung im Schulwesen verbinden liesse.

Äussere Kräfte, die Verhältnisse in Wirtschaft und Verwaltung, haben immerhin bereits so weit in die Schule eingewirkt, dass an den Berufsschulen und den technischen Fachschulen der Unterricht am Freitagabend schliesst. Selbst vereinzelte Primar- und Mittelschulen haben die Fünftagewoche eingeführt. Als Sonderfall sei die Sekundarschule Grosshöchstetten (Bern) erwähnt, die seit mehr als 70 Jahren an Samstagen geschlossen bleibt. Wegen der langen und im Winter beschwerlichen Schulwege der Schüler des ausgedehnten Einzugsbereiches dieser Schule hat man im Jahre 1900 den Unterricht am Samstagmorgen eingestellt. «Obschon seither die Verkehrsverhältnisse anders und die Schulwege kürzer geworden sind, hat man nie ernsthaft in Erwägung gezogen, dass man wieder zur Sechstagewoche zurückkehren könnte.» Dem hier zitierten Bericht der Lehrerschaft dieser Schule ist auch zu entnehmen, dass sich im Januar 1970 in einer Elternbefragung 91,3% für die Fünftagewoche ausgesprochen haben.

Umfragen in Biel

Besonders aufschlussreich sind die Umfragen, die 1966 und 1968 in der zweisprachigen Stadt Biel durchgeführt worden sind. 49,3% der Eltern und 38% der Lehrer befürworteten die Fünftagewoche, 49,7% der Eltern und 69,9% der Lehrer lehnten sie ab. Auffallend sind indessen die unterschiedlichen Ergeb-

nisse hinsichtlich der *Schultypen und der Zugehörigkeit zu den Sprachgruppen*:

Die französischsprachigen Eltern wünschen zu 64,6% den schulfreien Samstag, jedoch nur 40,8% der deutschsprachigen. 55% der Eltern von Primarschülern befürworten die Fünftagewoche, dagegen nur 33% der Eltern von Mittelschülern. Am ausgeprägtesten treten die Eltern französischsprachiger Primarschüler für die Fünftagewoche ein, nämlich zu 70%; am entschiedensten wird sie von den deutschsprachigen Eltern der Mittelschüler abgelehnt (77,5%).

Der Bericht gelangt in der Auswertung der Umfrage zur Feststellung: «Je höher die Anforderungen an die Schüler sind, desto weniger erklärt man sich mit einer Konzentration (des Unterrichts) auf nur fünf Tage einverstanden.» Die Lehrerschaft beurteilt die Fünftagewoche an Schulen weniger positiv als die Eltern. Die deutschsprachigen Lehrer sind zu 83% der Auffassung, ihre Einführung wirke sich auf den Schüler nachteilig aus; zu 74,7% (Sekundarlehrer zu 85,5%) befürchten sie einen Leistungsabfall der Schüler. Entschieden wenden sich die deutschsprachigen Schulkommissionen (9 von 10) gegen die Fünftagewoche, und ebenso eindeutig sprechen sich die Bieler Ärzte dagegen aus, und zwar mit der Begründung: «Die Konzentration des Lehrstoffes auf fünf Tage bedeutet für den Grossteil unserer Schüler eine untragbare Überforderung, da damit die effektive tägliche Arbeitszeit – Schulstunden und Aufwand für Hausaufgaben – neun oder mehr Stunden betragen dürfte... Die Motivierung, den gewonnenen Samstagvormittag für Familienausflüge im Sinne einer Erholung oder Abwechslung zu verwenden, ent-

spricht nicht den tatsächlichen Bedürfnissen unserer Kinder, sondern lediglich egoistischen Wünschen der Erwachsenen» (22. November 1966).

In ähnlicher Weise äussert sich der Chefarzt des bernischen Säuglingsspitals: «Der Organismus des Menschen ist so angelegt, dass seine Leistungsfähigkeit und seine Arbeitsfreude durch einen rhythmischen Wechsel von Anstrengung und Entspannung aufrecht erhalten bleiben. Dieser Rhythmus ist nicht bei allen Menschen der gleiche... Der Rhythmus des Kindes ist ein anderer als derjenige des Erwachsenen. Je jünger das Kind ist, desto kürzer ist seine Durchhaltekraft und desto rascher erlahmt seine wirkliche Leistungsfähigkeit. Je jünger das Kind ist, in desto rascherer Folge braucht es Bewegungsfreiheit, um sich körperlich austoben zu können... Die Fünftagewoche würde dem Rhythmus des Kindes, auf den es hier allein ankommt, nicht gerecht. Die lange Dauer einer vom freien Nachmittag nicht unterbrochenen Anstrengung wäre gefolgt von zwei langen freien Tagen. Das mag für den Erwachsenen wünschbar sein. Für die physiologisch gegebene Wesensart des Kindes ist sie ungeeignet» (Dr. med. Rolf Tobler in: *Berner Jugend – Berner Schule I/1971*).

Diesem Referat über die Ergebnisse der Umfrage in Biel ist beizufügen, dass in der Folge an französischsprachigen Schulen während eines Versuchssemesters an Samstagen kein Unterricht erteilt wurde. Dieser Schulversuch ist ausgewertet worden. Von den befragten französischsprachigen Eltern erklärten sich nach dem Versuch 80,1% als Anhänger der Fünftagewoche (1966 waren es 64,6% der entsprechenden Bevölkerungsgruppe). 80,6% fanden, dass

die Raffung des Unterrichts auf fünf Tage die Kräfte ihres Kindes nicht überfordert habe; 82,5% der Eltern von Primarschülern, 67,1% der Eltern von Sekundarschülern äusserten, dass sie die Unterrichtspräsenz an den einzelnen Schultagen nicht als zu lang empfunden hätten; 86,1%, beziehungsweise 73,9%, dass sie während des Versuchsemesters bei den Kindern keine besondere Schulmüdigkeit festgestellt hätten; 86%, beziehungsweise 80,7%, dass die Leistungen nicht zurückgegangen seien; 71,6%, beziehungsweise 57,3%, dass der Rhythmus fünf Tage Arbeit : zwei Tage Erholung für das Kind einen Vorteil bedeute.

Familienleben oder Stress?

Nochmals bestätigt sich die Feststellung, dass Eltern von Mittelschülern zufolge der vermehrten Inanspruchnahme ihrer Kinder durch die Schule in der positiven Beurteilung der Fünftagewoche zurückhaltender sind als die Eltern von Primarschülern. Wir verzichten darauf, die Argumente für oder gegen die Fünftagewoche im einzelnen aufzuzählen. Dieses Pro und Kontra lässt sich dahin zusammenfassen, dass die Befürworter den Rhythmus von Arbeit und Freizeit in den Familien für alle einheitlich geregelt haben möchten, dass sie in einer Zeit, deren gesellschaftliche Verhältnisse die Väter, oft beide Elternteile, während der Woche zu leistungsorientierter Überbeschäftigung und zur Abwesenheit zwingen, während eines zweitägigen Stress-Unterbruchs Kinder und Eltern zusammenführen möchten.

Vielfältig sind andererseits die Gefahren und Nachteile, die Eltern und Leh-

rer einer Fünftagewoche für Schüler zuschreiben. Sie befürchten ein Nachlassen des Konzentrations- und Leistungsvermögens der Schüler zufolge der Mehrbelastung an den einzelnen Tagen. Die längere Unterrichtspräsenz erschwere die Erledigung der Hausaufgaben, und es bleibe wenig Zeit für ausserschulische Bildungsanliegen (zum Beispiel für den Musikunterricht). Den Schülern fehle während der fünf Tage der täglich notwendige Ausgleich von Arbeit und Erholung. Zudem sei zu befürchten, dass sie auch an Wochenenden keine Ruhe (vermehrte Wochenendfahrten im Grossverkehr, Fernseh-abende) oder in kleinen Wohnungen, in Wohnblöcken und in asphaltierter Umwelt keinen angemessenen Raum zu sinnvoller Beschäftigung fänden, dass sie den Einflüssen einer an der Weckung von Bedürfnissen und am Konsum interessierten Freizeitindustrie ausgesetzt wären. «Die zwei aufeinanderfolgenden Tage würden wahrscheinlich für einen Teil der Kinder erhöhte Gefährdung mit sich bringen: Überreizung durch Sinneseindrücke, Verwahrlosung mangels Aufsicht, Überbeanspruchung durch ausserschulische Arbeit» (Bernischer Lehrerverein). Wohl zufolge gleicher Bedenken fordern 33% der in Zürich befragten Eltern bei Einführung der Fünftagewoche eine Betreuungshilfe durch die *Schule*. Was wären die Folgen am Montagmorgen? Die Uhrenindustrie stellt schon jetzt fest, dass wegen des Wochenendstresses und des erforderlichen Anlaufs nach zweitägigem Unterbruch die Fehlerhäufigkeit am Montagmorgen besonders gross ist. Dazu kämen erhebliche schulorganisatorische Schwierigkeiten, indem bei einer Aufteilung des Wochenunterrichts auf fünf Tage Engpässe in der Belegung

der Spezialräume, etwa der Turnhallen, entstünden und die Zusammenballung der Lektionen zu Schwierigkeiten im Ansetzen des kirchlichen Unterrichtes führte.

Notwendige Forderungen

Die Zusammenschau der hier referierten Gesichtspunkte und die Beurteilung der Tendenzen kommender Entwicklung lässt den Schluss zu, dass gegen alle Bedenken die Fünftagewoche schon in naher Zukunft auch den Arbeitsrhythmus an den Schulen bestimmen wird. Es ist somit nicht zu erwägen, *ob* die Fünftagewoche eingeführt wird, sondern unter welchen Voraussetzungen und *wie* sie realisiert wird. Entscheidend sollte dabei die Einsicht sein, dass diese schulorganisatorische Neuerung nicht zu trennen ist von einer inneren Reform des Bildungswesens. Das führt uns abschliessend zu folgenden drei *Postulaten*:

1. Der Stoffzuwachs und die Notwendigkeit des Einbezugs von neuen Unterrichtsgebieten, die über den bisherigen Fächerkanon hinausgehen, können nicht zu einer additiven Stoff- und Stundenvermehrung führen. Es sind die vorgegebenen Lehrpläne in kritischer Analyse und durch die Diskussion der Inhalte und Lehrverfahren im Sinne des *Stoffabbaus* (Besinnung auf die wesentlichen Bedürfnisse) und des *Abbaus der Zahl der Pflichtstunden* so zu verän-

dern, wie es der Aufgabe der Schule in unserer Zeit entspricht. Erst durch die Revision des Curriculums und der Stundentafeln, aber auch durch die Überprüfung der Effizienz der Lehrverfahren sind die Voraussetzungen für adäquate schulorganisatorische Massnahmen, wie die Einführung der Fünftagewoche, gegeben.

2. Die Fünftagewoche lässt sich am sinnvollsten in einer Schule realisieren, die als *Ganztageschule* konzipiert ist. Da die Voraussetzung dazu nur an grossen Schulzentren gegeben ist (Mensa), ist zumindest zu prüfen, wieweit die *persönlichen Arbeiten* der Schüler («Hausaufgaben») *an der Schule*, allenfalls unter Mithilfe der Lehrer und – soweit möglich – kooperativ erledigt werden können. Nur so bleibt dem Kind in der Familie während der Woche die nötige Freizeit.

3. Mit der Einführung der Fünftagewoche erwächst der Schule die Verpflichtung, die Kinder vermehrt *zu einer sinnvollen Gestaltung ihrer Freizeit anzuleiten*. Der Öffentlichkeit ist die Aufgabe überbunden, die *Schulhäuser* so auszugestalten, dass sie auch als *Freizeitzentren* dienen. Bei Neubauten ist diesen Bedürfnissen vermehrt Rechnung zu tragen (Werk- und Bastelräume, Spiel- und Klubräume, Fotolabor, dem Freizeitsport gemässe Einrichtung der Turnhallen und der Sportanlagen).

Heinz Wyss

REALITÄT IN DER BILDENDEN KUNST

Notizen anlässlich der Documenta 5 in Kassel

Bei unserer Bewertung eines Kunstwerkes spielt die Frage nach dem, was dieses Kunstwerk an Neuem enthalte, eine Rolle. Wir erwarten vom Künstler ein gewisses Mass an Originalität. Im Grunde müsste also jedes Werk den landläufigen Begriff von Kunst um ein Mehr oder Weniger, eben um sein Quantum an Neuem, erweitern. Gerade dagegen sträubt «man» sich aber wieder: einmal geprägte Vorstellungen von dem, was Kunst sei, sind schwer zu erschüttern. Damit ist der Mechanismus umrissen, der es so selten zu einer Übereinstimmung von Gegenwartskunst und der Publikumsmeinung, wie Kunst zu sein habe, kommen lässt.

In der Diskussion über die moderne Kunst bilden noch immer die Gegensätze gegenständlich-ungenständlich, realistisch-abstrakt gegnerische Parteien. Gewiss, nicht in der Diskussion der professionellen Kunstkritiker, der Eingeweihten – dort ist das Thema ausgedroschen –, wohl aber in den Auseinandersetzungen der Laien, die doch immerhin die Mehrzahl jener Öffentlichkeit ausmachen, für die ein Künstler schafft. Noch immer kann ein sonst angesehener Verleger und Schriftsteller in der Einleitung zu einem aufwendigen Kunstbuch gegen die «Enthumanisierung» der Kunst zu Felde ziehen (womit er offenbar meint: gegen das Verschwinden der menschlichen Figur aus bildlichen Darstellungen). Noch immer stiften die «Konkreten» Verwirrung, weil sie für ihre rein geometrischen und möglichst unindividuell gespritzten Farben und Flächen das Wort

«konkret» beanspruchen, mit dem man sonst die Dinge der sichtbaren Welt – und ebenso die Abbilder dieser Dinge in der Malerei – als das handfest Begreifliche von allem wie auch immer Abstrakten und Deformierten abgesondert hat. Und während der Unfug, ein Werk danach zu beurteilen, ob es Abbildung einer vertrauten Gegenständlichkeit sei oder nicht, noch weit verbreitet ist, wird er durch neuste Tendenzen der Kunst selbst überholt und ad absurdum geführt. Denn nachdem während einiger Zeit das statisch Bildhafte immer mehr verdrängt worden ist durch Ereignishaftes: Handlungen, Aktionen (Happenings) oder Denkprozesse (Concept Art), scheint in einer gegenläufigen Bewegung nun das Tafelbild wieder an Terrain zu gewinnen, und dies im Dienste einer technisch derart präzisen Nachahmung gegenständlicher Wirklichkeit, dass neben der neutralen Konstatierung eines «neuen Realismus» Begriffe wie «radikaler» oder «Hyperrealismus» erwogen werden. Merkwürdig ist dabei, dass diese Tendenz nicht nur im internationalen, oft als gemacht verschrieenen Kunstbetrieb zu beobachten ist, sondern ebenso, und zum Teil ganz offensichtlich unabhängig davon, in der Provinz, bei Künstlern, die durchaus nicht den Ton angeben, aber offenbar doch spüren, was in der Luft liegt. Paradoxerweise zeigt sich im Werk mancher Künstler eine Entwicklung von abstrakt-ungenständlichen Anfängen zu realistischen Darstellungen (immerhin: die Entwicklung des bildnerischen Ausdrucks bei

Kindern verläuft ähnlich). – Es steht jedoch zu vermuten, dass der eingangs formulierte Mechanismus auch hier spielt: der neue Realismus dürfte, so laut das Gegenständliche wieder gefordert wurde, kaum den eingebürgerten Vorstellungen von Kunst ganz entsprechen. Auch er bringt sein Quantum Neues, das es zu verarbeiten gilt.

*

Der Besucher der Documenta 5 in Kassel steht in der Eingangshalle der Neuen Galerie zunächst der Riesenleinwand (etwa 4 auf 8 Meter!) von Paul Sarkisian gegenüber, die in naturalistischer Grisaille-Malerei die Holzfassade eines zerfallenden Hauses abbildet mit einer fast unabsehbaren Fülle von Haus- und Unrat in natürlicher Grösse. Dann stösst er auf Jasper Johns' «Flag» von 1958: das Sternenbanner in den offiziellen Farben als pastose Peinture. Das Bild kann als eine Art Vorläufer für die Gruppe der neuen Realisten aufgefasst werden, zu denen – dieser Eindruck entsteht jedenfalls – vor allem Amerikaner gehören: Cottingham und Estes mit ihren beliebigen Ausschnitten aus Strassenzügen, Schaufensterzeilen und Leuchtreklamen; Don Eddy mit fabrikneu-spiegelnden oder hoffnungslos zerbeulten Chrom- und Lack-Karosserien; McLean mit zu Gemälden erhobenen Siegerfotos amerikanischer Pferderennen; Staiger mit seinen nuancelosen Licht-Schatten-Impressionen der Villen von Hollywood-Filmstars – um nur ein paar zu nennen. Der europäische Beitrag wirkt verschwindend, trotz dem 4×6-m-Bild «Medici» des Schweizlers Franz Gertsch.

Die Kollektion beeindruckt zunächst durch das rein Technische. Mit gerade-

zu stupender Virtuosität übertragen diese Künstler fotografische Vorlagen auf die Leinwand. Eine in der bisherigen Kunstgeschichte nie gesehene fanatische Präzision der Nachahmung äusserlicher Realität in einer Zeit, da doch das Mittel der Fotografie zu diesem Zweck zur Verfügung stünde, wirkt einigermaßen irritierend. Howard Kanovitz heftet mit Reissnägeln Fotografien auf seine bemalten Leinwände; erst sehr genaues Hinsehen, möglicherweise eine Kontrolle mit der Hand verrät: Fotografie, Reissnägeln, Schatten, alles ist – gemalt. Trompe-l'œil in Perfektion; wir werden ausdrücklich an barocke Illusionskunst erinnert. Das Greifbar-Feste ist Schein: die Erkenntnis wirkt leicht verunsichernd. Hier scheint sich eine mögliche Deutung dieser Bilder abzuzeichnen.

Ein Moment der Verfremdung liegt schon darin, dass eine Fotografie gemalt wird: was der Bruchteil einer Sekunde im Blitzlicht auf den Film bannt, wird in langwieriger Arbeit mit Farbe auf Leinwand aufgetragen. Dabei werden die «Schwächen» der Fotografie auf betonte Art mit übernommen. Charles Close zum Beispiel malt Porträts, die wie auf zwei Meter vergrösserte Passfotos wirken. Dabei ist die SchärfEinstellung auf die Augen konzentriert, während Nasenspitze und Ohren, der Hintergrund ohnehin, bereits unscharf wirken. Andererseits ist die Grisaille-Malerei Sarkisians ein Reflex von Schwarz-Weiss-Aufnahmen. Was uns als technische Eigenheit der Fotografie längst selbstverständlich ist, fällt hier auf. Und dieses Auffallen kann Anlass zum Nachdenken über die relative Richtigkeit unseres Sehens, Wahrnehmens, Erkennens überhaupt werden: in bezug auf die mannigfaltigen Bildwelten, die

uns im Alltag umgeben (Film, TV, Illustrierte, Werbung usw.), so gut wie in bezug auf die – scheinbar – objektive Wirklichkeit. Das Sehen ist bedingt durch das vermittelnde «Objektiv». Kanovitz sagt in einem Interview: «Interessant wurde der neue Realismus da, wo er begann, Wege des Sehens auszudrücken».

Es geht also nicht um das Abgebildete, sondern um die Art und Weise, wie wir das Abgebildete sehen oder wie wir vom Abbild auf das Abgebildete schliessen. Das äussert sich in der Banalität der Bildinhalte. Dabei zeigt sich aber auch die Gefahr dieses radikalen Realismus: Verfremdung wirkt als solche nur, solange sie noch ungewöhnlich ist. Wenn die Irritierung des Betrachters wegfällt – und das dürfte jeweils bald der Fall sein –, wird er nicht nur nicht mehr zur Kritik des Wahrnehmens angeregt, sondern geradezu zu undifferenziertem Sehen verleitet: er wird nicht mehr auf die Diskrepanz zwischen künstlerischem Aufwand und Banalität des Motivs aufmerksam, sondern er wird vielmehr das Banale für das Wesentliche halten. Im Kontext einer Übersicht über die Kunst unserer Zeit mag der neue Realismus eine ironische Doppelbödigkeit bewahren; ob das auch für das Einzelbild in der «guten Stube» gilt, scheint mir sehr zweifelhaft.

*

Die Plastiker dieser Gruppe, John De Andrea und Duane Hanson, schaffen aus Polyester und Fiberglas lebensgrosse menschliche Figuren. Wenn Hanson dabei drei sinnlos betrunkene Slumbewohner in zerschlissenen Kleidern in Schmutz und Abraum liegend darstellt – ein eindrücklicher Beitrag zu

einem imaginären Wachsfigurenkabinett des menschlichen Elends –, so ist hier der Inhalt, die Betroffenheit des Künstlers von einer (nun nicht mehr banalen) Realität offenbar doch wesentlicher als irgendeine Kritik des Wahrnehmens. Von hier ist es nur ein Schritt zu Kienholz, der an der Documenta mit einem neuen Tableau («Five Car Stud») vertreten ist, von den Ausstellungsleitern aber laut Katalog nicht dem neuen Realismus zugerechnet wird. Er baut die Verfremdung mit Hilfe surrealer symbolischer Elemente so ein, dass seine Szene nicht beliebiger Realitätsausschnitt ist oder werden kann, sondern auf ein inhaltlich Allgemeines hindeutet.

*

Wenn hier hauptsächlich vom neuen Realismus, wie ihn die Documenta 5 aus aller Welt zusammenträgt (vielmehr: eben doch nur aus der westlichen Welt, da die östliche eine Beteiligung mit dem sozialistischen Realismus abgelehnt hat), wenn von dieser neuen Gegenständlichkeit in Malerei und Plastik die Rede war, so muss betont werden, dass sich die Kasseler Monsterschau durchaus nicht auf diesen einen Zweig aktueller Kunst beschränkt. «Kunst ist überflüssig», verkündet ein Transparent über dem Eingang zum Fridericianum, dem zweiten Ausstellungsgebäude der Documenta. Man mag das im wörtlichsten Sinn verstehen: in Kassel ist Kunst im Überfluss vorhanden. Immerhin ist festzustellen, dass die Kunst wieder in Museen und in weitgehend traditioneller Art und Weise präsentierbar ist.

Das Gesamtthema der Documenta 5 lautet: «Befragung der Realität – Bild-

welten heute». Wie relativ der Begriff Realität ist, wird an einer der Ausstellungen in der Ausstellung ersichtlich: «Bildnerei der Geisteskranken». Da wird die Sammlung der psychiatrischen Klinik Waldau-Bern gezeigt (darunter eine Reihe von Werken des schizophrenen Künstlers Adolf Wölfli). Neben einem aus Essbesteck gebastelten, funktionstüchtigen Dietrich liegt als Werk desselben Patienten ein Schlüssel aus Karton; zu meinen, die Türen, die sich mit diesem scheinbar untauglichen Gebilde öffnen lassen, seien weniger real, weniger in die Realität wirkend als irgendwelche gegenständlichen Türen, wäre doch zu kurzsichtig.

Das heisst aber nur wieder, dass auch der Künstler möglicherweise Realitäten darzustellen hat, die mit einer bisher gültigen Gegenstands- und Symbolsprache nicht darstellbar sind. Das eben meint doch der Begriff «Individuelle Mythologien», unter dem der grösste Teil des Ausstellungsgutes in der Neuen Galerie wie im Fridericianum zusammengefasst ist. Eine Fülle von Möglichkeiten, sich selbst, sein Denken oder seine Welt abzubilden oder im Bild erst

zu schaffen (Bild im weitesten Sinne), wird hier dokumentiert. Und eben dies: möglichst umfassende und ausstellerisch geschickt präsentierte Dokumentation und Information über das aktuelle Geschehen im Bereich der bildenden Kunst ist das gesteckte und trotz vielerlei Einwänden von konservativerer und progressiverer Seite erreichte Ziel der Documenta GmbH unter ihrem Generalsekretär Harald Szeemann.

Dass unter dem Titel «Parallele Bildwelten» Randgebiete von soziologischem und volkswissenschaftlichem Interesse vorgeführt werden (Werbung, politische Propaganda, Kitsch, Film, Banknoten, Motiv- und Andachtsbilder, Science Fiction usw.), mag verwirrend wirken. Diese Verwirrung spiegelt gerade die Auswirkung des Angebotes an Bildhaftem, wie es alltäglich stärker auf uns eindringt. Die Documenta leistet einen Beitrag zu seiner Bewältigung. Ich meine, man muss schon mit einer guten Portion von Vorurteilen nach Kassel gereist sein, um nicht mit einer Fülle von Anregungen und Einsichten zurückzukommen.

Uli Däster

DIE INTERNATIONALEN MUSIKFESTWOCHEN LUZERN 1972

Luzern gehört zu den wenigen Musikfestivals, die sich um eine Thematisierung bemühen. 1970 war es das – auch publikumswirksame – Motto «Beethoven». 1971 hielt man sich an den etwas vage programmierten Kontrast zwischen Nationalromantik und Moderne. Für dieses Jahr war ein konkre-

ter fassbares Thema gewählt worden: *Igor Strawinsky* – anfänglich zum 90. Geburtstag, dann zugleich auch zum ersten Todesjahr.

An der Pressekonferenz wurde freimütig zugegeben, dass aus Strawinskys Produktion die «russische» und die «klassizistische» Periode berücksichtigt

worden seien. Der Grund liege in den Vorlieben der internationalen Dirigenten für die – eigentlich schon längst auch im internationalen Konzertrepertoire vertretenen – Partituren aus eben diesen Epochen. Offenbar ist selbst Strawinsky als Festival-Anker nur mit seinen akzeptierten Werken dem Publikum zumutbar.

So wurde die Strawinsky-Hommage zu einer Wiederbegegnung mit den Ballett- und den symphonischen Partituren. *Herbert von Karajan* brillierte mit den *Berliner Philharmonikern* mit seiner von ihm auch auf Schallplatte fixierten «Sacre du Printemps» und überraschte mit einer gläsern-emotionsfreien Darstellung der «Sinfonie in C» vom Jahr 1940. Das *Concertgebouw-Orchester* bot die «Pulcinella»-Musik, die «Sinfonie in drei Sätzen» von 1945, das Violinkonzert mit *Salvatore Accardo* und die «Symphonies d'instruments à vents» von 1920. Das *Schweizerische Festspielorchester* begann seine Arbeit mit einem im Zusammenspiel mit *Nikita Magaloff* nicht überzeugenden «Capriccio» für Klavier und Orchester von 1929. *Riccardo Muti* bot das Divertimento «Der Kuss der Fee» eigenartig – und damit eher werkfremd – weich, geradezu beseelt und ohne Sinn für die Gebrochenheit dieser Tschaikowsky-Paraphrase. Das *Collegium Musicum Zürich* exekutierte im Rahmen seiner Mozart-Serenade wieder einmal das Paul Sacher gewidmete «Concerto in D» von 1946. Das *Tokioter NHK-Orchester* verzauberte mit einer koloristisch-virtuos geradezu hinreissenden «Feuervogel»-Suite.

Das war allemal der Strawinsky des Standard-Repertoires, der «Klassiker der Moderne» in Festivalbestätigung. Doch da glichen die Kammerkonzerte

aus, was die Orchesterveranstaltungen unterliessen: sie berücksichtigten auch den unbekannten Strawinsky. So brachten «*The Festival Singers of Canada*» und «*The Toronto Mendelssohn Choir*» «Anthem / The Dove Descending» von 1962 und «Pater noster» von 1926, die *Festival Strings Lucerne* die «Trois pièces pour cordes» von 1914 in einer Einrichtung für Streichorchester, der Violoncellist *Pierre Fournier* und *Jean Fonda* die «Suite italienne», die junge Pianistin *Gitti Pirner* drei Etüden aus op. 7 von 1908.

Gleichwohl bleibt zu bedauern, mit welcher Konsequenz – bei zwei eher unbedeutenden Ausnahmen – Strawinskys Spätwerk ausgeklammert wurde. Vom «Septett» von 1953 bis zum «Introitus T. S. Eliot in memoriam» von 1965 wäre manche Partitur auch einem Festival-Publikum schmackhaft zu machen gewesen, zumal in Luzern leistungsfähige Chöre zur Verfügung waren, welche Strawinskys stets noch wenig bekannte späte Chorwerke und Kantaten einem tatsächlichen Strawinsky-Überblick hätten einverleiben können.

Kombinationen mit diesem Festival-Thema konnten nicht durchweg überzeugend ausfallen. Das Eröffnungskonzert mit dem *Schweizerischen Festspielorchester* unter *William Steinberg* bot neben einer spieltechnisch unsicheren Zweiten Sinfonie Beethovens die Erste von Sibelius von 1899, die – wohl entgegen der Erwartung auf ein zweitklassiges Tschaikowsky-Pastiche – durch ihren rhapsodischen Schwung wie durch ihre elegische Gebrochenheit überraschte. Mit der «*Orchestra della Radio Svizzera Italiana*» brachte *Marc Andrae* – neben Strawinskys beiden selten gespielten «Suiten» von 1915 bis 1925 – nicht nur die von seinem Gross-

vater aufbewahrte und von ihm revidierte frühe g-moll-Sinfonie von Robert Schumann von 1832 zu einer überzeugenden Darstellung, sondern liess – in der Reihe «Junge Künstler» – auch *Miriam Fried* in dem geradezu berückend klangselig interpretierten «Poème» für Violine und Orchester von Ernest Chausson und den Japaner *Stomu Yamash'ta* in Darius Milhauds «Konzert für Schlagzeug und kleines Orchester» und in einer östliche Instrumentalfarben mit aleatorischen Verfahren amalgamierenden Eigenkomposition sich präsentieren. Dagegen wurde mit Akio Yashiros sich an Liszt, Bartók und den französischen Impressionisten orientierenden Klavierkonzert vom Jahr 1967 – mit der technisch brillanten *Hiroko Nakamura* – japanische Musik wenig überzeugend und für das Ursprungsland noch weniger repräsentativ in Luzern vorgestellt.

Ausserhalb des Festival-Themas standen – teils Kontraste setzend, teils einfach als Füllsel – Veranstaltungen wie Händels «Der Messias» in der englischen Originalfassung mit fast ausschliesslich schweizerischen Interpreten, *Hermann Preys* Liederabend mit Brahms-Gesängen und die Klavierabende von *Arthur Rubinstein* und *Michael Studer*. Unter «Perspektiven» liess *Karlheinz Stockhausen* der Darstellung seiner «Mantra» für zwei Pianisten vom Jahr 1970 durch *Alfons* und *Aloys Kontarsky* einen ausgreifenden und dem

Publikumsinteresse entsprechenden Kommentar folgen. Als «Musica Nova» stellten sich die römische «*Gruppo d'Improvvisazione Nuova Consonanza*» unter *Franco Evangelisti* Leitung einem mehrheitlich jugendlichen Publikum in der Kantonsschul-Aula. Über Musikveranstaltungen hinaus führten im Luzerner Stadttheater *Pavel Kohouts* «*So eine Liebe*» und «*Japanisches Nô-Theater*».

In der Tat: an Internationalität liessen es die diesjährigen IMF nicht fehlen. Dabei aber fiel – im Gegensatz zu anderen Jahren – durchweg die Schweizer Musik aus. 1973 wird das 35. Jahr des Luzerner Musikfestivals und das 30. Jahr des Schweizerischen Festspielorchesters gefeiert werden können. Zu diesem Anlass sollen vermehrt Schweizer Dirigenten, Solisten und vor allem Schweizer Komponisten im Zentrum der Programmierung stehen. Vorgeesehen sind – neben anderem – Honeggers «*Roi David*», eine konzertante Aufführung von Schoecks «*Penthesilea*», mehrere Werke von Frank Martin, aber auch die mittlere Schweizer Komponistengeneration und sogar Luzerner Musiker. Die Internationalen Musikfestwochen haben für einmal den Mut, in ihrer Thematisierung national zu sein – wobei die Schwierigkeiten bei den Kombinationen und Kontrastierungen vermutlich eher noch erheblicher sein werden als bisher.

Rolf Urs Ringger

WIDER DIE FREIZEITKULTUR

Unsere Utopien, kühne Extrapolationen gegenwärtiger Verhältnisse, veraten mehr über die Gegenwart als über die Zukunft. Wer uns die Freizeitgesellschaft und die ungezwungene Swimming-pool-Kultur prophezeit, geht dabei von Wunschvorstellungen unserer Tage aus. Dass einmal, wie beispielsweise Kahn/Wiener in ihrem Buch «Ihr werdet es erleben» voraussagen, die Existenz ohne allen Energieaufwand gesichert sein und der Mensch seine Freizeit mit Nichtstun oder im Spiel verbringen werde, extrapoliert nur die Tagträume eines durchschnittlichen Zeitgenossen. Das Glück wird verstanden als eine Freizeitblüte. Dass es, was immer man darunter begreifen mag, den Menschen entweder in seiner ganzen Existenz oder gar nicht erfüllt, bedenkt man kaum, sondern glaubt eher den Verheissungen, die von der Freizeitindustrie ausgehen.

Ganzjährig locken in den Auslagen der Reisebüros ferne Welten in leuchtenden Farben. Schattige Palmen, Blütenpracht, Strand und Meer unter strahlender Sonne, die Schönheit junger Menschen und der geheimnisvolle Reiz exotischer Bauwerke fügen sich zu Bildern eines immerwährenden goldenen Zeitalters. Diesem Blickfang entspricht genau, was der zugehörige Text im Schaufenster verspricht: «Einmal ganz Mensch sein! Einmal leben und erleben, mit staunenden Augen sehen, Wirklichkeit erfahren!» In stets neuen Formulierungen wird auf diese Weise bekräftigt, was ohnehin geglaubt wird: eigentlich nur im Urlaub finde unser Dasein Erfüllung. Wer wagt noch, daran zu zweifeln? Wirklichkeit zu erfah-

ren, durch Erfahrung gerüstet tätig das Dasein zu gestalten und ihm Form zu geben, ist zwar nicht bloss eine Sache der Ferien. Nur scheint da geradezu eine stillschweigende Übereinkunft zu bestehen, so stark, dass sie entsprechende Utopien produziert. Die Prospekte und die Schaufenster der Reiseunternehmen brauchen sich nur darauf einzustellen und werbewirksam auszusprechen, was allgemein verbreitete Meinung ist, dass nämlich der Mensch heute nur in der Freizeit ganz Mensch sei. Da hat er denn – sofern er wenigstens will – allenfalls auch Kultur zur Verfügung.

Was man «das kulturelle Leben» zu nennen pflegt, findet – als bezahlte Arbeit von Spezialisten eines Dienstleistungsgewerbes – in der Freizeit der andern statt. Die Ferien sind jetzt für die meisten vorbei. Wenn sie nicht an Stränden lagen oder auf hoher See kreuzten, besuchten sie vielleicht Museen, besichtigten Kirchen, Ruinenfelder und Ausstellungen. Einige leisteten sich den Besuch von Festspielen. Die Kur- und Verkehrsdirektoren haben die Zugkraft der Kultur längst entdeckt; der Reiz des Dabeiseins tut ein übriges. Inzwischen hat für die meisten der Alltag wieder begonnen, gekennzeichnet durch harte Arbeit, Termine und Pflichten. Vielleicht, dass es für den einen oder andern noch zum Theaterbesuch am Wochenende reicht, zum Konzert am Freitag oder zur Matinee am Sonntag. An den Rand gedrängt, auf Urlaub, Feierabend und freies Wochenende verwiesen, fristet die Kultur ihre Freizeitexistenz. Gehört sie dahin? Wer daran keinerlei Anstoss nimmt, ist der glei-

chen Täuschung verfallen, die Daseins-
erfüllung nur im Urlaub für möglich
hält.

Einer Gesellschaft, die ein so merk-
würdiges Kulturverhalten zur Norm ge-
macht hat, kann man keine gute Pro-
gnose stellen. Natürlich sind kulturelle
Veranstaltungen darauf angewiesen,
dem Publikum dann zur Verfügung zu
stehen, wenn es nicht anderweitig be-
anspruchte ist. Aber nicht die säuber-
liche Trennung einer Arbeitswelt von
einer andern, in der allenfalls auch Kul-
tur ihren Platz hat, sondern die Durch-
dringung des Daseins, seine tätige Ge-
staltung, seine Verbesserung durch das
Spiel geistiger und seelischer Kräfte
wären anzustreben. Bedenklich ist ein
Zustand, in dem Kultur in einen Be-
reich des Zeitvertreibs verwiesen ist, als
Angebot für Leute, die dergleichen viel-
leicht mögen, ein Angebot unter an-
deren. Denn damit werden Begabun-
gen und Fähigkeiten, die das Leben in
seiner Fülle durchwirken müssten, zum
blossen Schmuck, zum Luxus und allen-
falls zum gesellschaftlichen Dekor de-
gradiert. Man kann leider nicht leugnen,
dass unser Kulturverhalten diesem
Schema folgt. Der Arbeitsprozess stellt
höchste Ansprüche und entlässt Men-
schen, die der Ausspannung und der
Ruhe dringend bedürfen. Allenfalls su-
chen sie anspruchslose Unterhaltung.
So wird jedem versichert, der da meint,
es sei zum Beispiel die Aufgabe des
Theaters, Zeitprobleme aufzugreifen,
Modelle zu ihrer Lösung vorzustellen
und mit den Zuschauern zu diskutieren.
Man kann sich zwar keine wichtigere
und würdigere Aufgabe des Theaters
denken; nur erreicht es damit gerade
diejenigen nicht, die es ansprechen
möchte. Sollen sie denn – so lautet der
wahrhaft entlarvende Ausdruck – «ihre

Freizeit opfern», um sich noch einmal
anzustrengen, noch einmal zu denken
und gar Phantasie zu entwickeln? Tä-
tigkeiten, die spielerisches Vergnügen
bereiten sollten, werden als Last, ja als
Belästigung empfunden.

Freizeitkultur (ohne Durchdringung
der Arbeitswelt, ohne Auswirkung auf
das private und öffentliche Leben) bleibt
in Wahrheit ein irrelevanter Zeitvertreib
und dient zuletzt selbst zur Verschlei-
erung von Zuständen, die zu verbessern
ja gerade eine im Wortsinne kulturelle
Aufgabe wäre. Das nun ist der Punkt,
von dem aus all das verstanden und
eingeordnet werden kann, was in den
letzten Jahrzehnten an Engagement und
Politisierung der Literatur und der
Kunst vor sich gegangen ist. Die Ein-
sicht in die Unteilbarkeit der Kultur ist
es, die zu ihrer Politisierung geführt
hat als zu einem Versuch, durch unmit-
telbares Eingreifen in Auseinandersetz-
ungen und Fragen des Tages den Cor-
don sanitaire der Freizeitkultur zu
durchbrechen und «relevant» zu wer-
den, wie der Modeausdruck lautet. Es
kann in diesem Zusammenhang nicht
untersucht werden, ob und auf welche
Weise es dem Schriftsteller überhaupt
möglich sei, die Welt zu verändern.
Der Zweifel daran hat inzwischen auch
in Kreisen um sich gegriffen, in denen
bis vor kurzem noch dies und nichts
anderes als Aufgabe der Literatur dekla-
riert wurde. Aber dass sie, wie die Kul-
tur insgesamt, nicht dazu da ist, einem
im übrigen eher hässlichen, unansehn-
lichen und schwer erträglichen Alltag
ein paar schmückende und täuschende
Glanzlichter aufzusetzen, dürfte immer-
hin als positives Ergebnis der künst-
lerischen Rebellion zu werten sein. So
fragwürdig es ist (und so fragwürdig es
sich tatsächlich in nur agitatorischen

Gedichten und Theaterstücken erweist), wenn Schriftsteller im falsch verstandenen Streben nach Relevanz (oder auch bloss aus künstlerischem Unvermögen) Thesen und Leitartikel anstelle von Sprache im Rang von Kunst anbieten, so fragwürdig ist es auch, ihr Wirken zum vornherein aus der konkreten geschichtlichen Realität auszuklammern.

Zur Überwindung des verbreiteten Vorurteils, Kunst habe – in einem abgeschirmten Raum, vornehmlich aber in der Freizeit – zu erbauen und zu erfreuen, wen allenfalls nach derartigen Genüssen verlange, bieten sich mehrere Möglichkeiten an. Selbsttätigkeit und Kreativität zu wecken, müssten sich die Erzieher zur vornehmsten Aufgabe machen. Was die öffentliche Hand betrifft, so scheint mir, zusätzlich zu den Preisverleihungen und öffentlichen Ehrungen vermöchte der Beizug von Künstlern und Schriftstellern bei der Gestaltung der Städte und Dörfer sowie zur kreativ unsystematischen Durchbrechung der Wüste von verwalteter Welt, die um sich greift, die Kontakte und die Auseinandersetzung der Bürger mit schöpferischen Angriffen auf den Alltag zu vermehren. Dasselbe gilt für den Unternehmer. Nicht Kunst zu sammeln, sondern den ungebändigten Strom gestalterischer Ideen und Möglichkeiten in die Arbeitswelt aufzunehmen, müsste seine

Erfindungsgabe reizen. Kultur ist ein nie abgeschlossener Prozess, der von den ersten Anfängen im Ackerbau bis zu den komplizierten Systemen der Energieversorgung unserer Zeit und nun auch zur Überwindung der Schäden und Gefahren fortschreitet, die die Umwelt bedrohen. Wenn heute Tätigkeiten, die durchaus der Verbesserung und Erhöhung des Lebens dienen sollten, in Bedrohungen der menschlichen Existenz umschlagen, weil sie Luft, Wasser, Flora und Fauna zerstören, so könnte man wohl etwas überspitzt sagen, das sei eine Folge der Verdrängung der Kultur in den Freizeitraum, eine unausweichliche Konsequenz ihrer Verbannung ins Unverbindliche. Die Zeit, die jeder Generation zugemessen ist und in der sich das Leben verwirklicht, ist unteilbar wie die Kultur selbst. Die Trennung von Zivilisation und Kultur, von Arbeitswelt und Freizeitwelt, von hartem Alltag und festlich verbrämtem Feierabend erweist sich als ein Vergehen gegen Grundbedingungen menschlichen Daseins. Wir müssen ihre Einheit sehen, ihr spannungsvolles Bezogensein. Wer die Unteilbarkeit der Kultur erkannt hat, muss sich gegen den Trend zur Freizeitkultur zur Wehr setzen.

Anton Krättli